

In der Schule

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **22 (1873)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und klar, dessen mildes Licht Frieden und Segen verbreitete in weitere Fernen, als man es wohl ahnte, und der gar manch Einem als treuer Leitstern gedient hat. Ein Ehrenplatz an dieser Stelle gebührt dem sel. Freunde aber schon deßhalb, weil er nicht nur ein fleißiger und gediegener Mitarbeiter, sondern während ein paar Jahren auch der sorgfältige, umsichtige Redaktor des Berner-Taschenbuches gewesen ist.

I. In der Schule.

Karl Franz Lauterburg, geboren zu Bern den 23. November 1825 und getauft den 15. Dezember 1825 im Münster daselbst, verlor seine Mutter, Katharina geb. Tillmann, schon in den zartesten Jugendjahren. Sein Vater, der seiner Zeit bekannte und viel geschätzte Herr Prokurator Gottlieb Lauterburg, hatte außer unserem Franz schon drei Söhne, nämlich: Gottlieb, später Eisennegotiant, Albert, hernach Posamentier, und Ludwig, der als einer der gediegensten Vorkämpfer der konservativen Partei und durch seine literarischen Arbeiten auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte sich einen bedeutenden Namen erwarb. Um seinen Kindern die so nöthige Mutterpflege wieder zu gewinnen, verheirathete er sich 1832 in dritter Ehe mit Frau Aramanda Lauterburg geb. Lauterburg, starb aber schon im Jahre 1834. So schien denn das Loos unserm neunjährigen Knaben keineswegs auf's Liebliche gefallen zu sein, und wir sehen ihn bereits als verlassenes und verkümmertes Pflänzlein unter den Stürmen und Wettern, denen er täglich ausgesetzt ist, zusammenbrechen. Dem war jedoch, Gott sei Dank, nicht so. Zwar hatte er lange mit einer großen körperlichen Schwäche zu kämpfen und mußte er häufig seine freien Augenblicke, statt im muntern Spiel mit jugendlichen Kameraden, in der Einsamkeit des Hauses

zubringen, wobei er sich übrigens jene Kunstfertigkeit der Hände erwarb, mit der er noch in späteren Jahren sich und Andern manchen Genuß bereitete. Aber die liebevollste und weiseste Pflege, deren er sich von Seiten seiner trefflichen Stiefmutter zu erfreuen hatte, und das strebsame, charaktertüchtige Vorbild, das ihm in seinen älteren Brüdern, namentlich in Ludwig Lauterburg, voranleuchtete, entwickelten frühe schon die reichen Gaben seines Geistes und Gemüthes.

Den ersten Unterricht empfing Lauterburg in der damals eines großen Rufes sich erfreuenden Wengerschule. Mit dem neunten Jahre trat er in die sogenannte „grüne Schule“ ein, an welcher sein Oheim Bischoff, der als Geograph sich hervorgethan, als Lehrer wirkte. Fleiß, Fortschritt und Betragen waren musterhaft, und Lauterburg gehörte zu den besten Schülern seiner Klasse. Eine tröstliche Abwechslung in das trockene Schulleben und dazu ein treffliches Mittel, seine zarte Gesundheit zu kräftigen, bildeten die vielen Spaziergänge, die er von Bern aus unternahm, die Ferienaufenthalte, die er meist in den befreundeten Pfarrhäusern zu Lyß, Oberwyl, Langnau, Kurzenberg, Schwarzenegg &c. machte, und von wo aus je die dankbarsten Aussichtspunkte oder historisch denkwürdige Stellen besucht wurden, und vor Allem wohl sein zweimaliges, längeres Verweilen in Interlaken mit den Ausflügen in's Lauterbrunnen- und Ammertenthal, auf die Wengernalp, zum Gießbach, zur Beatenhöhle u. s. w. Da wurde der Sinn für's Schöne und Erhabene geweckt, die Liebe zum Vaterlande entflammt und durch die Sorgfalt, womit er alle diese Erlebnisse aufzeichnete, sein Geschick zu literarischen Arbeiten nicht wenig ausgebildet. Ja, im Herbst 1840 war es ihm vergönnt, mit seiner Stiefmutter und zweien seiner Brüder und noch einem nahen Verwandten eine größere Reise nach Mühlhausen, Thann, Straßburg, Freiburg im Breisgau

2c. zu unternehmen. Drollig für unser Geschlecht ist es, in den Aufzeichnungen nachzulesen, mit welcher Umständlichkeit die erste Eisenbahnfahrt von Mülhausen nach Thann erzählt wird, und bezeichnend für die ganze Sinnesweise des Verfassers, wenn er am Schlusse ganz ehrlich eingesteht, daß von allen Städten und Städtlein, die er nun gesehen, sein liebes Bern ihm doch weitaus am besten gefalle.

Im Frühjahr 1841 wurde Lauterburg in das obere Gymnasium befördert. Geschichte, Logik, Psychologie, die naturwissenschaftlichen Fächer und die prosaischen und poetischen Versuche in der Muttersprache waren es, zu denen er sich besonders hingezogen fühlte und die er darum auch mit größerem Eifer und Erfolg betrieb. So schilderte er in einem schwungvollen Aufsätze die Schönheiten des ihm wohlbekannten Berner Oberlandes und verherrlichte in einem 274 Verse langen Gedichte den Mannesmuth und den Freiheits Sinn eines Wilhelm Tell. Mit den eigentlichen Hauptfächern, dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, wollte es dagegen nicht recht vorwärts gehen. „Zwar verkannte ich — schreibt er — keineswegs die bleibenden Schönheiten der alten Klassiker, — aber was mir ihren Genuß erschwerte und verbitterte, das waren die Schwierigkeiten der äußern Form, der Sprache. Seit sechs Jahren, in wöchentlich zehn bis zwölf Stunden, war ich im Lateinischen eingeschult worden, hatte Wörterbuch und Grammatik eingeübt, Themata in Unzahl gemacht — und war bei meinem Eintritt in's Gymnasium doch nicht im Stande, lateinische Schriftsteller (einen Nepos und Cäsar etwa ausgenommen) kursorisch, ohne literarische Hülfsmittel zu lesen. Was vom Lateinischen gilt, gilt auch vom Griechischen, das im Progymnasium nach gleicher Methode, nur in viel weniger Stunden und Jahreskursen betrieben worden war.“ In Bezug auf das Hebräische bemerkt er gewißlich mit vollem Rechte,

daß bei aller Trefflichkeit des Lehrers der Lehrstunden denn doch viel zu wenige seien, um es zu irgend einer Sicherheit in dieser Sprache bringen zu können. Daß er aber das Studium der Alten keineswegs brach liegen ließ, geht schon daraus hervor, daß er sich schon als Tertianer an die Lösung einer Preisfrage, bezüglich des griechischen Historikers Polybius, machte, und dafür den zweiten Preis davontrug. Als Primaner trat er unverdrossen wieder in die Schranken, und seine Arbeit über Cicero's letzte Lebensperiode wurde mit dem ersten Preise gekrönt. Der Referent sagte darüber in seinem amtlichen Gutachten: „Was von einem Schüler erwartet werden darf, das hat Lauterburg in ausgezeichnetester Weise geleistet.“

Mit den Religionsstunden scheint es ärmlich bestellt gewesen zu sein und das von Kindheit an religiös besaitete Gemüth des edlen Jünglings hätte kläglich darben müssen, wäre nicht glücklicher Weise sein Admissionsunterricht, der ihm vom hochverdienten und tiefwirkenden Professor Luz zu Theil ward, in die erste Zeit seines Gymnasiallebens gefallen. Da erhielt seine Seele die Speise, die ihr noth that, und noch lange nachher rühmte er den Segen, den er jenen Abendstunden zu verdanken hatte.

Wie sich aus dem Bisherigen schon entnehmen läßt, war Lauterburg ein thätiges Mitglied des Gymnasialvereins und er anerkennt es gerne, daß er aus dieser traulichen Verbindung, wenn auch nicht gerade einen Reichthum neuer Kenntnisse, so doch einen Gewinn an Charakterbildung, an Freiheit und Selbständigkeit des Geistes davongetragen habe.

Eine Menge lohnender Ausflüge, eine Schweizerreise, die sich bis Konstanz erstreckte, und der Besuch des eidgenössischen Musikfestes zu Freiburg boten dem jungen Gymnasiasten die reichste Anregung und förderten in ihm jene musikalische Begabung, mit der er in hohem Maße ausgerüstet gewesen.

So geschätzt von seinen Lehrern, geliebt und geachtet von seinen Mitschülern und Freunden, dazu in den allerglücklichsten Verhältnissen sich bewegend, dünkt es uns, als habe er voll froher Jugendlust die schöne Gegenwart genießen und mit bester Zuversicht der heitern Zukunft entgegengehen müssen. Aber wie wehmüthig ernst weht es uns an, wenn er, sein Gymnasialleben überschauend, schreibt: „Als ich in's Gymnasium eintrat und damit überhaupt mich für einen wissenschaftlichen Beruf entschied, schien mir das goldene Zeitalter der Freiheit, nach welchem sich der Schulknabe seit Langem gesehnt hatte, angebrochen zu sein. Der Trieb nach selbstständiger Ausbildung des Wissens und des Charakters war erwacht und ich lebte der Hoffnung, daß einer freien Entwicklung meines Geistes unter der Leitung bewährter Lehrer nichts mehr im Wege stehe. Aber ich dachte mir das Verhältniß zwischen Schülern und Lehrern freier, doch zugleich enger, als es im Allgemeinen wirklich der Fall war. Woran es fehlte, daß ich in meinem wissenschaftlichen Treiben nicht lernte, ein leitendes Ziel im Auge zu behalten, woher es kam, daß ich nie ein klares Bewußtsein darüber gewinnen konnte, wie ich als zukünftiger Theologe meine Gymnasialzeit am zweckmäßigsten anzuwenden und auszufüllen habe, ob hievon die Schuld an den Lehrern, oder an der Einrichtung der Anstalt, oder an mir selbst, oder endlich mehr oder weniger an allen diesen Faktoren lag, das will ich hier nicht untersuchen. Genug, mein wissenschaftliches Streben fand keinen Brennpunkt, in dem es sich hätte konzentriren können, keinen Gegenstand, den es mit entschiedener Vorliebe erfaßt und unter erfahrener Leitung betrieben hätte. Pflichtgemäß, bald mit größerer, bald mit geringerer Freude, leistete ich, was die einzelnen Lehrer zu leisten vorschrieben, wußte aber in mein selbständiges Arbeiten keinen Plan und keinen Zusammenhang zu bringen.“

Im Frühjahr 1848 hatte Lauterburg seine Vorbereitungsstudien absolviert; aber nun galt es, den engeren Lebensberuf zu ergreifen. Daß dieser die Theologie sein werde, sein mußte, stand bei ihm seit Langem fest, obschon die Beweggründe dazu vor der Hand nur ganz äußerlicher Natur waren. Hören wir, wie er selbst in seiner kindlich-naiven und wahren Weise sich über seine Berufswahl in seinem Curriculum äußert. „Früh erwachte in mir die Neigung zum geistlichen Stande und wurde nicht wenig dadurch genährt, daß ich häufig meine Schulferien bei nahen Verwandten in irgend einem freundlichen Pfarrhause zubringen durfte. Warum wollte ich es verhehlen, daß die Freuden des Landlebens, welche ich dannzumal ungetrübt und in vollen Zügen genießen konnte, nicht wenig ihr Theil daran hatten, wenn meine Neigung für das Studium der Theologie stieg? Auch schien meine wankende Gesundheit sich am ehesten mit dem Leben und der Aufgabe eines Landgeistlichen befreunden zu können. — Erst in späterer Zeit läuterten und veredelten sich die Motive und lernte ich den Beruf eines Dieners des göttlichen Wortes nicht sowohl um seiner äußeren Akzedenzien, als vielmehr um seiner selbst willen lieben. Ja, wem nicht Das das Höchste und Belohnendste ist, an dem zeitlichen und ewigen Heile des Volkes zu arbeiten und ein Wächter zu sein darüber, daß im Leben der Einzelnen wie der Gesammtheit Christus unverrückt als der Eckstein gewahrt werde, von dem wäre schwer zu begreifen, wie er sich in gegenwärtiger Zeit hingeben könnte in den Dienst unserer Landeskirche.“

Im ersten Semester seiner akademischen Laufbahn finden wir ihn jedoch nicht in den Hörsälen der Universität, sondern zugleich mit seinem Bruder Ludwig an den großartigen und doch reizenden Gestaden des Genfersee's. Die immer noch wankende Gesundheit, der Wunsch nach gründlicher Erlernung

der französischen Sprache und wohl auch die Hoffnung, in dem an Naturschönheit überreichen Lande frei und froh herumzschweifen zu können, hatten ihn dorthin getrieben. In Lausanne kam er mit Vinet, der dazumal in der Vollkraft seiner segensreichen Wirksamkeit stand, in nähere Berührung. Schade, daß diese nur von sehr vorübergehender Art gewesen. Denn Lauterburgs ganze Art war für Vinet's geisterfüllte, zündende Beredsamkeit wie geschaffen, und einen dankbaren und treuen Schüler hätte der große Lehrer sicherlich in dem jungen Berner-Studenten sich nachgebildet. — Einläßlicher als über den Besuch von Vorlesungen äußert er sich über die vielen kleineren und größeren Streifzüge, die er mit seinem Bruder Ludwig von Lausanne aus unternahm, besonders über den Ausflug ins Chamounythal und über seine Rückreise nach Bern, zu der man natürlich die nicht eben kürzeste Route: Genf-Sitten zc. einschlug.

Nun sehen wir, wie Lauterburg mit frischem Eifer sich seinen Studien hingab und nach Kräften das wieder einzuholen suchte, was er während des Sommers etwa versäumt haben mochte. Aber leider war soeben eine Zierde der Berner Universität ins Grab gesunken, ein Mann, von dem Lauterburg um so mehr Förderung in seinem Berufe zu hoffen berechtigt war, als er durch ihn jene unvergeßlichen Unterweisungsstunden erhalten hatte: es war dies Dr. Samuel Luz, „der größte Theologe, den Bern hervorgebracht“.

Schon freute sich Lauterburg von ganzer Seele auf die von Herrn Professor Luz angekündigte Erklärung des Evangeliums Johannis, auf die pneumatischen Vorträge des herrlichen Mannes, als der unerbittliche Tod dem gottgeweihten Mund Schweigen auferlegte und ein anderer Lehrer das Kollegium zu lesen sich herbeiließ. Uebrigens erzählte unser Freund im exegetischen Fache — wie er dessen durchaus kein



FRANZ LAUTERBURG.
Pfarrer.

Sehl machte — nicht eben besonders. Die Sprachen bereiteten ihm stets eine liebe Noth. Immerhin besuchte er fleißig alt- und neutestamentliche Vorlesungen bei Studer und Rüetschi, bei Gelpke und Schneckenburger. Mit vorzüglicher Liebe gedenkt er der kirchlichen Dogmatik von Gelpke, zu der er — er weiß selbst nicht recht warum — die Voraussetzung mitbrachte, es werde darin unsere kirchlich reformirte Fassung des christlichen Glaubens als veraltet und nicht probehaltig bei Seite gethan werden; er fand sich aber zu seiner höchsten Befriedigung getäuscht. „An dem evangelisch-reformirten Glauben, der ohnedies meiner Individualität zusagte — konnte er bemerken — hatte ich nun einen wissenschaftlich befestigten Halt und war in Stand gesetzt, Zweifeln ruhiger zu begegnen und sie mit größerer Vorsicht und Umsicht zu prüfen.“

Wohl noch größeren Genuß boten ihm verschiedene Vorlesungen, die er bei Schneckenburger anzuhören das Glück gehabt hatte; so „Religion und Offenbarung“, wozu er bemerkt: „eine ausgezeichnete Waffe zur Rettung des christlichen Banners im Kampfe gegen die moderne Spekulation, eine kräftige Ermuthigung zum Studium der Theologie für Alle, die da zittern vor den Wellen des Zweifels“; so die „neutestamentliche Zeitgeschichte“, in der, wie er ganz richtig anerkannte, der Stoff in so einheitlichem Bilde und dazu in so lebendiger und anschaulicher Bearbeitung sich vorfand, wie kaum anderswo; so „Geographie und Statistik der römischen und griechischen — und später auch der protestantischen Kirche“, oder das „Lehrsystem der bedeutenderen protestantischen Sekten“, das ihm auch den Sekten gegenüber zu einer gerechten Würdigung verhalf. „Oft hatte es mir beim Anhören der kirchlichen Dogmatik geschienen — schreibt er nämlich — als ob bald diese, bald jene Sekten mit Recht gegen einzelne Punkte der Kirchenlehre operirten und in ihren eigenen Sätzen

das Bessere und Vernunftgemäßere darböten. Hier erst lernte ich das Wahre, das auf beiden Seiten zu Grunde lag, herausfinden und bestimmter vom Falschen unterscheiden; und als Resultat schien mir gewöhnlich das hervorzugehen, daß die Sekten je nach ihrem besonderen Charakter eine in der Kirchenlehre enthaltene, aber nicht scharf hervortretende Wahrheit aufgriffen, nach ihren Bedürfnissen zurechtlegten und insoweit noch immer eine Berechtigung hatten, dann aber durch Uebertreibung und Einseitigkeit das Wahre wieder einbüßten und auf Irrwege geriethen" — so die „vergleichende Darstellung des römisch-katholischen und des protestantischen Lehrbegriffes“ und gleichsam als Fortsetzung hievon die „vergleichende Darstellung des lutherischen und des reformirten Lehrbegriffs.“

Am meisten jedoch fühlte sich Lauterburg zu Hundeshagen und seinen Vorträgen hingezogen. Er hörte bei ihm „Propädeutik der Kirchengeschichte“, „Kirchengeschichte“ und „Tertullians Apologetikus.“ „Hatte mich — bezeugt er selbst — die Kirchengeschichte schon um ihrer selbst willen mehr als andere Gebiete der Theologie gefesselt, so war dies bei dem Vortrage derselben durch Professor Hundeshagen in erhöhtem Maße der Fall. Je herrlicher sich der christliche Geist in der Geschichte der Völker und einzelner Menschen offenbarte, je kräftiger er die widerstrebenden Geister der Lüge besiegte und je gereinigter und verklärter er aus oft langandauernden, finsternen Zeiten der Bedrückung und Trübung hervorging, je mehr sich Christus im Einzelnen und im Ganzen als den erwies, der da ist, der da war und der da kommt, desto mehr mußte mich das Studium der Kirchengeschichte für dasjenige der Theologie überhaupt, für die Erforschung und Ergründung jener wunderbaren, weltüberwindenden Macht des Evangeliums begeistern.“ Mit diesem ausgezeichneten Lehrer trat Lauterburg auch in ein immer intimeres Verhältniß, und als darum am

6. August 1847 Hundeshagen, der einen höchst ehrenvollen Ruf nach Heidelberg angenommen, zum letztenmal zu seinem bernischen Auditorium sprach, so mußte Lauterburg gleich darauf seinem Trennungsschmerz dadurch einen Ausdruck verleihen, daß er in sein Tagebuch niederschrieb: „Ich gestehe, daß seit der Admission mich noch keine Stunde so tief religiös angeregt hat, wie diese Abschiedsstunde.“ Beide Freunde, wenn ich mich so ausdrücken darf, blieben sich jedoch zeitlebens nahe verbunden; und nicht nur hat der Schüler hernach mündlich und schriftlich den Geistesverkehr mit dem geliebten Lehrer zu unterhalten gesucht, sondern auch der gelehrte und geehrte Herr Professor sandte bald ein Briefchen, bald etwa ein Bildniß ins Lenker- oder Rapperswylers-Pfarrhaus, was natürlich jedesmal große Freude verursachte.

Lauterburg hatte sich nun den mehr praktischen Disziplinen zuzuwenden und that es mit um so völligerer Hingebung, nicht weil er das Ende seiner Studienzeit mit raschen Schritten herannahensah, sondern weil er in der praktischen Wirksamkeit immer mehr seinen eigentlichsten Lebensberuf erkannte. Und für welch' hohen Gewinn hielt er es, sich hier unter die Leitung eines Mannes, wie des Hrn. Prof. Wyß, gestellt zu sehen. Er schreibt: „Die Freude, mit welcher der Lehrer aus langjähriger Erfahrung vom geistlichen Stande sprach, der christlich warme und erwärmende Geist, in welchem uns unser künftige Beruf nach allen Seiten hin vor Augen gestellt und beleuchtet wurde, die Schwierigkeit, aber auch die Herrlichkeit der Aufgabe, die aus solcher Darstellung für einen Jeden aus uns erwuchs, die Herzlichkeit, mit welcher der Lehrer seine Zuhörer zu gewinnen, ihre Herzen aufzuschließen mußte, das Alles, verbunden mit einer sehr angenehmen und wirksamen Methode des Unterrichts, sicherte — eine segensreiche und bleibende Wirkung.“

Wie früher im Gymnasialverein, so hatte Lauterburg jetzt auch im Hofingerverein, in den er am 22. November 1844 aufgenommen worden war, bald eine hervorragende Stellung eingenommen. Bald waren es Arbeiten ernsterer Art, wie über die „Nothlüge“, bald launige Ergüsse einer übersprudelnden jugendlichen Phantasie, wie wenn er das bekannte Volkslied — „Und im Aergäu sind zweu Liebi“ —, und dessen musikalische Komposition einer philosophischen Analyse unterzog — wodurch er sich in den Kreisen seiner Mitstudierenden beliebt machte. Mehr noch gewann er unter der Studentenschaft einen Namen durch seine musikalische Begabung und Fertigkeit.

Wo es immer galt, in studentischen Kreisen die edle Gabe des Gesanges zu pflegen, da war Lauterburg stets bereit, rathend und helfend beizustehen. Von 1846 an diente er dem Studentengesangverein als pflichtgetreuer Quästor, entwarf zweckmäßigere Statuten und opferte manche schöne Stunde, indem er die sich Uebenden mit dem Klavier begleitete. Bereits in dieser Zeit wagte er es, dann und wann mit einer eigenen Komposition schüchtern hervorzutreten. Hin und wieder machte er sich beinahe Vorwürfe darüber, daß er durch die Musik — seine Lieblingsbeschäftigung — sich allzusehr von seinen Studien abziehen lasse; aber je und je erkannte er es denn auch mit vollem Rechte, daß er gerade hierin ein ihm von Gott verliehenes Gut besitze, mit dem zu wuchern und es Andern dienstbar zu machen, ihm eine heilige Pflicht sein müsse.

Vor Allem jedoch gewann er sich die Herzen der Mitstudierenden durch sein offenes, kindliches, für alles Gute, Wahre und Schöne begeistertes Wesen, durch die Charaktertüchtigkeit, die sich in seinem ganzen Thun und Lassen wieder spiegelte. Deshalb wurde er auch 1846, wie 9 Jahre zuvor sein Bruder Ludwig, mit der Würde eines Quästors des

Zentralausschusses betraut. Dem Hofingerverein, dem er — in Bezug auf die Ausbildung seines Charakters, durch so viele edle Freundschaften, die er ihm zugeführt, und durch die warme Vaterlandsliebe, die er in ihm zur Reife gebracht — so unendlich Vieles verdankte, blieb er auch in guter Treue zugehan. An seinen Ehrentagen freute er sich mit, und als Tage der Entzweiung und der Erniedrigung über ihn hereindrangen, da hielt er fest aus, trat auch mannhaft mit seiner ganzen persönlichen Umgebung für ihn in die Schranken, und zweifelte nicht, daß in unserem Vaterlande der ächte Hofingergeist nie ersterben werde.

Nebenbei übte und stärkte er seine Kräfte im Turnverein, ohne daß er es jedoch zu bedeutenderen Leistungen gebracht hätte. Natürlich, daß auch während der Studentenzeit die ihm lieben, fast unentbehrlichen Ausflüge in die schönen Gauen der Heimat nicht unterbleiben durften. So erzählt er uns umständlich von einer Reise in die Urkantone und von den reichen Genüssen, die sie ihm dargeboten. Charakteristisch ist, daß er sich hiezu nicht mit einer gewöhnlichen Landkarte begnügte, sondern mit vielem Fleiß sich eine solche selbst anfertigte und darauf jeden lohnenden Aussichtspunkt durch ein besonderes Zeichen vermerkte.

Als nunmehr das ernste Examen pro ministerio heranrückte, da gesteht Lauterburg offen ein, daß er in dieser und jener Beziehung seine Universitätsjahre noch gewissenhafter hätte ausnützen können, und wie weit er hinter jenem Ziel zurückgeblieben sei, das zu erreichen er sich vorgesetzt. Dennoch durfte er seinen Rückblick auf diese seine erste Lebensperiode mit Fug und Recht mit den Worten beschließen: „Bei Alledem hoffe ich doch, durch eine vierjährige Studienzeit so weit herangebildet zu sein, daß ich mein theologisches Examen mit Ehren bestehen und meine praktische Laufbahn mit Zuversicht

beginnen kann. Eins werde ich nicht vergessen: daß sich die Theologie so wenig wie irgend eine andere Wissenschaft ausstudiren läßt, daß namentlich unsere Zeit den Geistlichen zur Pflicht macht, den christlichen Glauben in lebendigem Bewußtsein, in immerwährendem Fluß zu erhalten und nicht zu einer äußerlichen, todten Autorität herabsinken zu lassen. Möge der Herr mir die Gnade verleihen, daß ich ein würdiger Diener seines Wortes werde."

Und was er gehofft und erfleht, das ist ihm geworden. Nicht nur hat er sein theologisches Examen mit Ehren bestanden; er wurde als der Erste von seinen Mitbewerbern promovirt, sondern, was unendlich mehr heißen will: er hat sich bis an's Ende erwiesen als ein wahrhaft würdiger Diener des göttlichen Wortes.

II. Im Amt.

1. Vikariatsjahre.

Das Jahr 1848, das mit seinen in Frankreich anhebenden Revolutionsstürmen Deutschland, Oesterreich und Italien in ihren Grundfesten erbeben machte und auch in der Schweiz viele Leidenschaften in Bewegung setzte, schließlich aber doch aus langwierigen Kämpfen den Bund der Eidgenossen verjüngt und gekräftigt sich erheben sah — dieses Jahr 1848 war es, da Lauterburg zu seiner ersten Arbeit in des Herrn Weinberg berufen ward. Dazumal waren die Gemüther durch den Ernst der Tagesereignisse auf etwas Höheres gerichtet, der Boden war durchpflügt und es bedurfte nur einer frischen Aussaat des guten Saamens, um auf ein empfängliches Erdreich zu fallen und reichliche Früchte zu bringen. In dem nahen Belp, wo Lauterburg sein erstes Vikariat zu übernehmen hatte, ließ er es sich gleich sehr angelegen sein, die Gunst der Zeit auszukaufen. Die Gemeinde, die er zu bedienen hatte,